



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe eines Zurückgekehrten. 5

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

innegehalten sind. Alles Lärmen dagegen kann den Staat nur in seiner Stellung befestigen und höchstens zu strengern Maßregeln reizen. Wollen die Polen ihren Besitzstand erhalten, so mögen sie sich fügen und ihre Kinder anhalten, recht fleißig deutsch zu lernen; wollen sie aber auch aus ihrer letzten Position verdrängt werden, dann mögen sie nur noch viel lauter schreien und sich von ihren deutschen Parteigängern dabei sekundieren lassen. Der Erfolg für das Deutschtum wird dann nicht ausbleiben.



Briefe eines Zurückgekehrten

5



er Deutschland durchwandert hat, weiß von dieser oder jener Stelle mit ziemlicher Bestimmtheit zu sagen: Hier fängt Norddeutschland an, hier hört süddeutsches Wesen, süddeutsche Landschaft auf. Frankfurt und Kassel, Bamberg und Hof, Bonn und Köln sind bekannte Grenzpunkte. Nicht so leicht ist der Gegensatz zwischen ost- und westdeutsch zu stellen. Doch fürchte ich keinen Widerspruch, wenn ich Naumburg als eine der am weitesten ostwärts vorgeschobnen Städte mitteldeutscher Art nenne. Ja, in seiner Lage an einem mäßigen rundlichen Berg, den große Obstbäume umstehn, mit dem Blick auf das friedlich umbuschte Wiesenthal der Saale und auf die Rebenhügel der Unstrut, ist etwas Schwäbisches. Und dazu kommt an der ersten Schlinge der Saale oberhalb Naumburgs an einem waldigen, quellenreichen Hag das turm- und zinnenreiche Kloster Pforta. Verglichen mit den roten Backsteinbauten des Tieflandes haben schon alle die Saalestädte und Dörfer reichere Farben, die dem Auge wohlthun. Die grauen Dächer strahlen hell in dem trüben Blau des leichtbewölkten Sommermorgenshimmels. Eines fehlt leider heute in Thüringen fast ganz, was sich Niederdeutschland bewahrt hat und in Oberdeutschland in schnellem Absterben begriffen ist: das alte Grau der tief herabreichenden Strohdächer, die tief schwärzlich-blau schimmern, wenn sie vom Regen feucht sind, und deren weiche, volle Formen das glänzende Grün der Moospolster erhellt. Die Feuerversicherungen drücken das Strohdach ebenso wie manche altertümlichen Holzkonstruktionen im Bauernhaus durch hohe Prämien aus dem Wettbewerb. Zwar wurmt es den Bauern, aber dafür will er nicht besonders zahlen. Da nun auch, wie man behauptet, die früher jedem Bauern vertraute Kunst, Strohdächer auszubessern, in manchen Gegenden völlig abhanden gekommen ist — eine der „verlorenen Künste,“ über die man Bücher schreiben könnte —, werden die Ziegelbächer immer allgemeiner. Und hohe, steile Dächer sind es, die über thüringisch-hessischen Fachwerkbauten ansteigen.

Es giebt in Mitteldeutschland eine Menge Bergstädte und Dörfer von ärmlichem Innern: enge Gassen, verfallne Mauern, alte Häuser. Sieht man aber von oben hinein, so ist man erstaunt, wie sauber die Dächer gehalten sind. Da sieht man keine Lücke. Und besonders wo das Material Dachschiefer ist, da glänzt uns die ganze Stadt entgegen. Da sieht man denn auch die Gassen und Häuser mit mildern Augen an. Wer lange im Tiefland gelebt hat, besonders im amerikanischen, wo man zu den Häusern aufschaut wie zu Bergeshöhen, der sagt sich vielleicht beim Blick in eins von diesen mittel-deutschen Thälern, wo das Städtchen zusammengedrängt ist wie eine Herde, die sich schützen will, daß es nicht ganz ohne heilsame Folgen für die zur Unbescheidenheit neigende Menschennatur sein könne, gelegentlich den Schauplatz ihres Dichtens und Trachtens und Überhebens aus der Vogelperspektive zu betrachten und sich zu überzeugen, wie eng und klein eigentlich ihre „Welt“ doch sei.

Es wäre interessant, zu wissen, wie weit die hohen steilen Dächer zurückgehn, und was ursprünglich an ihrer Stelle stand. Es ist nicht ausgeschlossen, daß schon auf vorhistorischen Pfahlbauten hochgegiebelte Hütten standen. Raumburg an der Saale, Freyburg an der Unstrut gehören noch zu den ragenden Städten, auch einige der lausitzischen, wie Bautzen, aber im allgemeinen sinkt das Niveau der Städteprofile nach Osten hin. Dazu kommt aber auch sichtbar ein Unterschied, der der neuern Zeit angehört. „Scharfzinnige Gassen“ sind für alte Städte wie Lübeck, Hildesheim, Nürnberg und viele andre von dieser gestaltenreichen, hochstrebenden, vielgetürmten Art ebenso bezeichnend, wie eine gewisse Flachheit für die jüngern. Wenn man die „mittlere Höhe“ der Städte bestimmen wollte, würde man finden, daß sie in den letzten Jahrhunderten immer kleiner geworden ist. Die kleinen Residenzstädte gehören natürlich zu den flachsten, denn in ihnen durfte nichts das majestätische Überragen des Palastes stören, der selbst oft nicht sehr imposant war.

Daß aber die Verflachung nicht so ganz neu ist, zeigt mir der Schritt von Raumburg nach Leipzig, der geographisch ein Hinabsteigen vom thüringischen Hügelland in die sumpfige Tieflandbucht der Pleiße, ethnographisch ein Überschreiten alter Völkergrenzen ist. Das große Leipzig hat kein kirchliches Bauwerk wie die nahen Dome von Raumburg und Merseburg aufzuweisen. Im Kampf mit Raumburg hat sich Leipzig als Meßstadt behauptet, als historische Stätte steht Raumburg hoch darüber. Und wo wäre die architektonische Bedeutung Dresdens ohne die Bauten prachtliebender Kurfürsten, die größtenteils erst im achtzehnten Jahrhundert entstanden sind?

Mit der Überschreitung der Saale haben wir den alten Kulturboden verlassen und sind in das germanisierte slawische Kolonialland eingetreten. Auch der Volkschlag ist auf den beiden Seiten verschieden. Ich weiß wohl, daß den Thüringern viel slawische Elemente beigemischt sind, und daß man ein rein germanisches Volk erst westlich von der Berra trifft, wo dann allerdings der Unterschied zwischen dem kräftigen, zähen Hessen und dem beweglichen,

Lebenslustigen und nachgiebigen Thüringer zu greifen ist. Aber das Übergewicht der breiten Wendengesichter tritt doch für den, der von Westen kommt, in Mitteldeutschland erst jenseits der Saale ein. So ist auch für den von Süden Kommenden die mittlere und untere Pleiße- und Elstergegend der Grenzstrich, wo er sich von entschieden östlichen Lüften angeweht fühlt. Es ist in gewissem Sinne auch eine Art Halbasien, wo schon das sich urdeutsch führende Leipzig liegt, denn in der Rasse und im Volkscharakter beginnen mongolische Züge stärker hervorzutreten. Hier beginnt die Herrschaft des Breitschädels, der seine höchste oder vielmehr breiteste Entwicklung bei den Mongolen und Kirgisen findet, sowie das Tiefland von hier an keine Unterbrechung mehr hat bis zum Fuße des zentralasiatischen Hochlandes; und mit ihm beginnt das breite Gesicht. Nicht auf den Schultern des Westdeutschen sitzt die eigentliche tête carrée, und der oberfächische Philister, den uns Ludwig Richter als deutschen Typus gezeichnet hat, ist das Erzeugnis einer Rassenmischung.

Wenn ich im Kreise biederer Ostdeutscher sitze, bekleide ich im Geiste manchen mit Zopf, Seidengewand und korallknopfgeschmücktem Mandarinenhut, und es schaut mich aus Augen, die noch an einen geschlitzten Ursprung erinnern, und über bedeutenden Wulstungen der Backenknochen das Antlitz eines unverfälschten Li oder Scheng an. Ein berühmter Professor der Leipziger Universität — sie sind übrigens alle berühmt — schien mir hervorragend mandarinenhaft zu sein, und als ich mich nach seinen wissenschaftlichen Verdiensten erkundigte, vernahm ich, daß er ungeheuer gelehrt sei, daß aber noch niemand einen neuen Gedanken von ihm vernommen habe. Ist das nicht eine chinesische Art von Gelehrsamkeit? Und wieviele Mandarinen dieser Klasse sitzen auf deutschen Lehrstühlen und ersitzen sich ihren Ruhm?

Gotha ist eine hübsche Vertreterin der thüringischen Residenzstädte. Das alte Gotha hat sich in den letzten Jahrzehnten mit ausgedehnten, freundlichen Villenstraßen umgeben. Schon früher war es durch die Lage des Schlosses mit seinem herrlichen Garten inmitten der Stadt begünstigt. Diese enge Vergeßellschaftung von Park und Stadt ist recht bezeichnend für das Verhältnis dieser Fürsten zu ihren Bürgern. Schloß und Hütte trennt nur ein Garten, an dem beide Insassen sich erfreuen. Man durchwandere den alten engen Kern von Gotha mit den schmalen Gassen und unscheinbaren Häusern, und man wird beim Hinaustrreten in die grünen Parkanlagen das Gefühl haben, daß diese Bürgerschaft ihren Fürsten viel verdankt. Es waren keine Bernharde und Karl Auguste, diese alten Gothaischen Herzöge, aber so manches Gute haben sie doch hinterlassen. Manchmal hat sich in ihnen ein freier Geistesfunke geregt. Sie haben ihren Anteil an zwei Anstalten, die das kleine Gotha berühmt gemacht haben, als es noch im Vergleich zu dem heutigen ein ärmliches Nest war: an der Sternwarte und an dem Geographischen Institut. Das gehört auch zu den Lehren der Geschichte der kleinen deutschen Residenzstädte, daß so mancher Keim, den das Bürgertum nicht mehr hegen konnte oder mochte, in den Fürsten treue und eifrige Pfleger fand. Als Nürnberg und

Augsburg aufhörten, die geographischen Karten für die halbe Welt zu machen, traten Weimar und Gotha an ihre Stelle. Ein Gang durch die herzogliche Bibliothek zu Gotha zeigt, daß es den vielbespöttelten und wohlgehaßten Duodeztyrannen zu Zeiten nicht an Sinn für Besseres als Jagd und Soldatenspiel gefehlt hat. Hatte doch jeder seine Bibliothek und seine Kunschkammer. Wenn nicht alle Perlen italienischer und deutscher Kunst ihren Weg in die englischen Schlösser gefunden haben, so hat man den Liebhabereien deutscher Kleinfürsten dafür Dank zu wissen. Eine merkwürdige Wirkung dieser Art zeigte mir übrigens der Besuch der Gothaischen Bibliothek; dort füllt nämlich die seltne vollständige Reihe der dem englischen Parlament vorgelegten Blaubücher einen großen Raum. Gotha verdankt sie dem Prinzen Albert. In ihrer Art gefiel mir die Bibliothek des Perthes'schen Geographischen Instituts noch besser, denn sie ist das Werk einer Privatanstalt, die vollkommen auf sich selbst gestellt ist. Es ist eine umfassende, an neuern, seltenen Reisewerken und amtlichen Berichten besonders reiche, trefflich geordnete und schön aufgestellte Bibliothek. Dazu die Kartensammlung, von der mir ein englischer Fachmann sagte: Es gab eine Zeit, wo man sich weder in Petersburg noch in London oder Paris, sondern nur im Perthes'schen Archiv zu Gotha über die unbekannten Teile von Zentralasien und das „dunkelste Afrika“ unterrichten konnte. Ich finde am rührendsten die Geringfügigkeit der Mittel, mit denen hier Großes geleistet worden ist. Das Wirken eines Stieler, Sydow, Behm, Hassenstein und vieler anderer ist ein lebendiger Protest gegen die landläufige Meinung, man könne das Beste und Größte in der Welt nur mit viel Geld schaffen. Die ideale Genügsamkeit und das Genügen am Ideal hat die Blüte der Kartographie in dem kleinen Gotha allein möglich gemacht. Es ist dabei ganz charakteristisch deutsch-kleinstaatlich, daß Hoff und Stieler, die Säulen der wissenschaftlichen Arbeit des Gothas der zwanziger Jahre, herzogliche und Staatsbeamte waren, die so bedeutendes in ihren Mußestunden schufen.

Eisenach liegt am Rande Thüringens, aber gerade darum hat es von allen thüringischen Städten am meisten gemeindeutsche Bedeutung, die freilich von der litterarischen Blüte Weimars überragt wird. Sängerkrieg, Luther, Bernhard, Goethe, Wartburgfest, Scheffel, Reuter, in unsrer Zeit der Kongresse die Vorliebe, womit Eisenach als Versammlungsstadt gewählt wird, zeigen, wie der Begriff mitteldeutsche Lage hier praktisch und lebendig wird. Eisenach selbst muß als Städtchen einen tiefen, schweren Eindruck gemacht haben, solange nicht die Zierlichkeit und das Behagen der Villenquartiere aufgeblüht war. Der überall hervortretende rothbraune Fels des Rotliegenden und die Vorliebe für das Bauen mit rotem Sandstein machen Eisenach den hessischen Städten verwandt. Nur die Werra trennt gerade hier Thüringen und Hessen. Auf demselben Rotliegenden führt der Weg zur Wartburg, die auf einem dem Wald entragenden Fels aus demselben rothbraunen Stein gebaut ist. Auch die Wartburg, so groß ihr Ruhm ist, ist thüringisch eng und einfach. Ihre einzelnen Bauten sind nicht nach einem Plan entworfen, der Stil ist der der romanischen

Profanbauten, ernst und zierlich, schwer und leicht zugleich. Von unten herauf wandelnd glaubt man einer Kirche zu nahen, bis der sogenannte Kleine Turm hervortritt. Das alte Eifenach liegt recht waldverloren da unten.

Die Eifenacher Landschaft gehört nur einem Ausläufer des Thüringerwaldes an, sie hat keine so hohen Berge, aber mehr intime Reize als Friedrichsroda oder Ilmenau. Von der Wartburg aus führen unzählige Kamm- und Abhangwege durch Fichten und Buchen hin. Das Annathal ist eine „Klamm“ mit allen Requisiten, aber in Miniatur: schroffe Felsen, moosbedeckt, Wasser, das bald neben, bald unter uns murmelt, junge Ahrne aus den Spalten, darüber hoher, lichter Buchenwald. In der von Moos sammetgrünen Landgrafenschlucht zwingt man sich zwischen Felsen durch und tritt zuletzt auf ein natürliches Rund, das von einer hohen, schlanken Buche beschattet wird. Ein ganz anderer Weg ist die geradlinige Schneise von der Wartburg zur Hohen Sonne, die ein herrliches, waldumrahmtes Bild der Burg gewährt.

Wir wollen es den Thüringern nicht übel nehmen, daß sie sich in kleiner, philiströser Reigung nicht genug thun können in der Schöpfung von gruseligen oder gefälligen Namen für jeden Zug ihrer Landschaft. Der Drachenstein ist nichts als eine Steinbank mit wundervollem Blick auf den Hirsberg. So dumm war gewiß niemals ein Drache, daß er sich hier in die Sonne gelegt hätte. Der Marienblick, der Elisabethenblick gewinnen an Schönheit für diese Leute durch den empfehlenden Namen. Gut, benennt sie, wollet uns aber eure sentimentalen Namen nicht durch aufdringliche Inschriften und überflüssige Wegweiser vertrauter machen.

Welcher Gegensatz zu dem Blick von der Wartburg die weite Aussicht von der Feste Koburg. Diese fränkischen Gauen wie heiter, wie reich an Städten und Dörfern, und auf den Bergen welche Fülle von Schlössern, Klöstern und Kirchen. Was macht allein das reiche Banz für einen Eindruck. Wahrlich, das Koburger Bier und der gleich vorzügliche Koburger Schinken sind keine Zufälligkeiten, sie symbolisieren dem denkenden Genießer das Frankentum Koburgs. Der Wald, der auf der andern Seite alles beherrscht, kommt hier nur noch parzellenweise vor. Die thüringischen Landschaften haben alle etwas jugendliches in ihrer Waldumgrenztheit; hier dagegen flutet die alte Geschichte des Maingaus zu unsern Füßen heran, die schon rodet und baute, als jenseits des Rennsteigs noch das Brüllen des Urstiers den tiefen Wald belebte.

Bei der Teilung zwischen den Residenzen Gotha und Koburg hat Gotha den Löwenanteil davongetragen, es ist doch die eigentliche Hauptstadt des Doppelherzogtums. Aber Koburg ist nicht ganz leer ausgegangen. Das herzogliche Theater spielt zwar dort etwas weniger, was besonders schmerzlich empfunden wird; aber unter anderm beherbergt Koburg auf seiner Feste einen Schatz von Kupferstichen und andern Werken der künstlerischen Vervielfältigung aus dem vorlodatischen Zeitalter, der zu dem reichsten seiner Art gehört. Weniger Wert wird man heute wohl auf die dort installierte Ruhmeshalle des vielgewandten

und -gewanderten Ernst II. legen. Ich ziehe den Trophäen von Eckersförde und Abessinien den Blick in die fränkischen Gaue vor, der mir die echtere geschichtliche Lehre erteilt, daß der Burgenbau eine Periode in unserm Land der einsamen Waldgebirge darstellt: er hat die Arbeit der Menschen, die vorher nur den Fuß der Gebirge umbrandete, auf die Gipfel geführt und so manche von ihnen dauernd umgestaltet und bewohnbar gemacht.

Ich möchte noch an eine andre thüringische Residenzstadt erinnern. Von Altenburg ist in der Welt viel weniger geredet worden und ist noch heute weniger die Rede als von Weimar, Eisenach und Gotha. Der Fremde schaut sich an dem festen Schloß, das noch heute Residenz ist, das hohe Fenster an, aus dem Kunz von Kauffungen mit unglaublicher Kühnheit die beiden sächsischen Prinzen herausholte; er beachtet die baumreichen, freundlichen Straßen des neuen und die engen mit kleinen Häusern umstandnen des alten Altenburg und entfernt sich in dem Bewußtsein, seine Kenntnis von den wichtigen Dingen dieser Welt nicht wesentlich gefördert zu haben. Wer finden will, findet aber auch in Altenburg, z. B. im Kunstmuseum, eine schöne Sammlung alter Sieneesen und Florentiner, darunter eine Perle, ein Frauenbildnis von Botticelli; dann eine Sammlung von neuern deutschen Bildern, die einmal für sich erfreulich und dann weiter auch dadurch interessant ist, daß über ihre Vermehrung ein Ausschuß kunstliebender Bürger beschließt, dem der Rektor des Gymnasiums, angesehene Ärzte u. dergl. angehören. Ein Geschichtschreiber der Zukunft wird also darin ein document humain ersten Ranges für den durchschnittlichen Kunstgeschmack mittlerer Schichten unsers Zeitalters finden. Das ist ein Vorzug dieser Sammlung vor großen, den Kunstlaunen berühmter Direktoren unterworfenen Museen.

Es ist erfreulich zu sehen, daß das Stakspiel, das die berühmteste Erfindung Altenburgs ist, den Geschmack für Höheres nicht ganz ertötet hat. Ein deutsch-amerikanischer Bekannter, der als Arzt in einem fetten Landort wirkt, wo noch die seltsame altenburger Bauerntracht getragen und die Hochzeit drei Tage lange gefeiert wird, erzählte nur Schönes von dem geistigen Leben der nahen „Hauptstadt,“ aber auch von der Abneigung der in der Mehrheit bäuerlichen Volksvertretung, Geldopfer aus dem Staatsfädel für Bildungszwecke zu bringen. Wer Studien über den Konservativismus einer bäuerlichen Bevölkerung machen will, muß nach Altenburg gehn. Da ist nichts von der nur zu geweckten Art der armen und unzufriednen Arbeiterbevölkerung des „Waldes.“ Ich bin überzeugt, wenn es auf die altenburgische Bevölkerung ankäme, wäre weder die Buchdruckerkunst noch die Dampfmaschine erfunden worden, von der Elektrizität gar nicht zu reden. Jedenfalls hätte aber durch ihre Arbeit der Teil der Weltgeschichte, der von dunkeln Ackerbodenschollen, von schwer aufstampfenden Rossen, von gefüllten Scheunen, von saurer Sämannsarbeit, von Erntekränzen und vom frohen Tanz um die Dorflinde handelt, genau die Gestalt angenommen, die er heute hat, wenn auch nicht andre mitgewirkt hätten. Und ich zweifle keinen Augenblick, wäre die Welt nicht so alt, daß alles er-

funden ist, was Menschen überhaupt erfinden können, so würde Altenburg nicht bloß den Stet, sondern auch den Pflug erfunden haben.

Es grünt und blüht ein reiches Leben an der Saale, Ilm und Unstrut, aber für die großen Geschehe Deutschlands ist jahrhundertlang all dieses Grünen und Blühen kaum in Betracht gekommen. Daher der Eindruck des Zwecklosen, des ziellos Verlaufenden der Geschichte dieser Landschaften. Wenn es ein Deutschland gegeben hätte, das auch der letzten Kleinstadt das Gefühl hätte erwecken können, daß sie zu einem großen Ganzen gehöre, wäre die Frage berechtigt: Was hat ein Kahla, ein Saalfeld zu Deutschlands Wohle beigetragen? Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß dieses Zwecklose einer mühseligen Kleingeschichte oft schon im Außern mancher von diesen Städtchen zum Vorschein kommt. Ich stieg den Südbahang des Thüringerwaldes hinab und war enttäuscht über die Unscheinbarkeit der äußern Merkmale der Geschichte eines so namhaften Ortes wie Schmalkalden. Ist das derselbe Ort, der in der deutschen Geschichte eine wichtige Rolle in dem entscheidendsten Augenblicke gespielt hat? Man hat es nicht vergessen. Das Lutherhaus, heute eine Buchhandlung, das Melanchthonhaus, heute die Rosenapotheke, haben ihre Gedenktafeln, die allerdings etwas ärmlich und einsilbig sind. In der Hauptkirche, deren verfallener Zustand dem christlichen Sinn der Schmalkaldner keine Ehre macht, ist ein schlechtes Bild Luthers und ein Lutherstübchen, wo der Reformator gearbeitet hat; es ist bezeichnenderweise eine echte Gelehrtenzelle. Das Rathaus ist unansehnlich, das Pfarrhaus war einst ein hübscher Fachwerkbau, der aber jetzt vernachlässigt ist. Die übrigen Häuser der jetzt 7000 Einwohner zählenden Stadt sind meist schlecht gehalten, die Gassen eng und schmutzig, und erst wenig Neubauten zeigen an, daß die Stadt sich aus ihrer engen Zusammendrängung hinaus bergaufwärts ausbreiten will.

An ähnlichen und kleinern Städten Thüringens und Sachsens fand ich oft noch am anziehendsten die enge Verbindung mit dem Lande, die jedenfalls ein sozialer Charakterzug von Bedeutung ist. Man weiß oft nicht, ob das städtische oder das ländliche Wesen überwiegt. Im vorigen Jahrhundert war das noch mehr der Fall, und um die Umwelt der weimarischen Heroen zu verstehen, muß man den Straßen Ilm-Athens Kühe und Schweine zur Staffage geben. An das oberfränkische Fichtelgebirgsstädtchen Wunsiedel schließen sich ganze Straßen von aneinander gebauten Scheunen an, für die das zusammengedrängte Städtchen keinen Raum hat. Vielleicht hat auch die Rücksicht auf die Feuerficherheit eine solche merkwürdige Absonderung ländlicher Bauwerke veranlaßt.

Wie man sieht, empfiehlt es sich nicht, immer nur Weimar zu nennen, wenn man an die Bedeutung der kleinen Residenzstädte für die Entwicklung des deutschen Volkes erinnern will. Man hat zuviel von Weimar und seinesgleichen gesprochen und darüber die hundert andern vergessen, in denen, ungewärmt und unbeleuchtet von der Sonne des Genies, das deutsche Bürgertum verkümmert ist. Es ist wohl wahr, daß sich in den deutschen Mittel- und

Kleinstädten durch alle Stürme ein gesunder Mittelstand erhalten hat, aber dieser Mittelstand mußte sich mit der harten Schale des Philistertums umgeben, gewissermaßen versteinern, um unter kümmerlichen Bedingungen fortleben zu können. Wunderbar ist, was in einigen von diesen Städten geistig geschaffen worden ist, aber für jede große Schöpfung wurde immer gleich der Rahmen zu klein. Den großen Eichen des deutschen Waldes wurde hier nicht die tiefe Erde geboten, die sie brauchten, um sich ganz tief einzuwurzeln. Herrliches ist erklungen, aber der Schallraum fehlte. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß von manchem, was aus kleinen deutschen Städten ausgegangen ist, die Welt mehr Vorteil hatte als alle Mitbürger zusammengekommen. Sobald es den engen Raum überschritten hatte, wo es sich unter der Sonne der Fürstengunst treibhausartig entwickelt hatte, schwang es sich in Höhen, bis zu denen die Auffassung des zeitgenössischen Pfahlbürgertums nicht reichte. Darum neben dem großen Stück Weltgeschichte, die das Dasein Goethes ausfüllt, das Satyrspiel: „Goethe im Urteil seiner Stadt- und Landesgenossen.“

In einer deutschen Kulturgeschichte, die einst geschrieben werden muß, darf das Kapitel nicht stiefmütterlich behandelt werden, worin die Wirkung des Mangels eines großen städtischen Mittelpunkts in dem Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts untersucht wird. Man konnte an Einfluß auf Gesamtdeutschland weder Berlin noch Wien mit Amsterdam und mit Kopenhagen vergleichen. Was wäre auch heute Dänemark ohne Kopenhagen, das 18 Prozent der Bevölkerung von Dänemark in sich vereinigt, während Berlin nur 5 Prozent der Bevölkerung von Preußen, 3 der Bevölkerung von Deutschland hat? Was Wien und Berlin damals geleistet haben, wenn es auch noch wenig ist, zeigt doch, was möglich war. Das gilt noch mehr von den Leistungen Hamburgs, Frankfurts und Leipzigs. Aber wie wenig boten alle diese Städte damals den aufstrebenden Geistern, wie wenig bedeuteten sie als Schule des Lebens! Nur Lessing hat in den großen Städten des damaligen Deutschlands gelebt, und nur sein Wirken ist ohne sie nicht zu denken. Aber man erinnere sich, um von Weimar zu schweigen, an Jean Pauls Leben, das in Klein- und Landstädtchen verfloßen, nein versickert ist. Jean Paul gerade hat es gewußt und ausgesprochen, daß das Genie für seinen Verkehr nicht das Netz der Landstraßen braucht, die auf die großen Treffplätze der Menschen und Völker zusammenlaufen. Wohl stand Jean Paul mit der ganzen Welt in Verbindung, aber wieviel von seiner Wirksamkeit ging in kleinstädtischen Reibungen verloren. Carlyle hat als Jünger Jean Pauls öfter kräftig auf die Großstädte losgezogen, aber er hat sein Experiment mit dem Landleben bald aufgegeben und von London den Gebrauch gemacht, den er für seine Zwecke nötig hatte.

Die deutsche Sprache hat der Welt das Wort Philister und die deutsche Literatur der Weltliteratur den Kampf gegen das Philistertum gegeben. Die französischen Romantiker und später Carlyle haben es mehr oder minder sinngemäß ihren Sprachen einverleibt. Ein Glück für uns, daß sie in Frankreich

und England auch Philister entdeckten, sonst hätte man glauben können, Deutschland allein sei damit gesegnet! Ich weiß nicht, ob Byron das Wort gebraucht hat, aber sein Kampf gegen cant, engherzige Heuchelei, ist auch ein Kampf, und ein titanischer, gegen ein Philistertum, das noch schlimmer als das von Goethe oder Tieck bekämpfte war und ist. Man sollte einmal die Definitionen des Philisters zusammenstellen, das würde ein interessantes Kapitel der praktischen Völkerpsychologie werden. Und die Darstellung der Beziehungen zwischen Philister, Snob und Bourgeois würde darin einer der fesselndsten Abschnitte sein. Goethe hat uns mehrere hinterlassen außer der bekanntesten:

Was ist ein Philister?
 Ein hohler Darm,
 Mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt,
 Daß Gott erbarm!

In das kürzeste Wort gefaßt, wäre wohl das Wesen des merkwürdigen Geschöpfes „eng“ zu nennen: engherzig, enggeistig, engselig, daher kurzichtig, daher geneigt, an jedes Ding und an jeden Menschen, jede Handlung einen kleinern Maßstab anzulegen als nötig ist, daher auch ohne Wagemut und innere Heiterkeit. Man begreift ganz gut, daß das Philistertum in dem engen Horizont einer Kleinstadt eine ganze Bevölkerung ergriffen und ansteckend sich über ganze Völker verbreitet hat. Und was kleine Residenzen anbelangt, so kam da nicht bloß der Mangel eines weiten freien Thätigkeitsfeldes in einem großen Horizont ins Spiel, sondern die falschen Götzen des Hofes, die falschen Ideale eines äußerlich und innerlich unfreien Lebens. Wo war es doch, wo für die vom Hof Abhängenden ganze Häuserreihen ohne Küche gebaut wurden, weil ihre Inwohner samt allen Familienangehörigen aus der Hofküche gespeist wurden? Gerade so lieferte das Hoftheater die Kunstgenüsse. Daß nun in solchen Verhältnissen nur in der Kunst die Befreiung aus „Philisternegem“ lag, besonders im Theater, wo ein höheres Leben gemeint wurde, und daß die aufgeklärten und kunst sinnigen Kleinfürsten von der Art Karl Augusts, Ludwigs I. von Bayern als Kunstförderer wahrhaft prometheisch wirken konnten und mußten, braucht nicht auseinandergelegt zu werden.

So wie wir die deutsche Kleinstadt in Amerika nicht haben, kennen wir auch nicht das Philistertum, das wie in Gewächshäusern in ihr großgezogen worden ist. Aber Philister haben wir trotzdem genug. Das Übel der Seelengerengung ergreift bei uns die Geld- und die Geschäftsleute. Der Stolz auf die geradlinige Descendenz von irgend einem mit den frühesten Einwanderern des siebzehnten Jahrhunderts gekommenen Subjekt, gleichviel welchen Wertes, Standes und Charakters, wird lächerlicher zur Schau getragen als der Stolz des deutschen Klein- und Beamtenadels. Der Bildungsphilister ist eine ungeheuer verbreitete Spezies in Amerika. Aber das schwerste Philisterjoch legt uns die Vorstellung vom Gentleman auf, ein falsches Lebensideal, die Naturen verflachend, verkümmern, eine traurige Erbschaft der alternden

Kultur Altenglands. Doch davon wäre ein Buch zu schreiben, und ich habe heute noch einige Beobachtungen mitzuteilen.

Dem deutschen Bürgertum ist die frische Luft des weiten Reiches in erster Linie zu gute gekommen. Es war am weitesten hinuntergedrückt und ist am raschesten gestiegen. Aber mir scheint, daß es nicht minder ein Segen des neuen Reiches war, daß es Deutschland seine hohe Aristokratie zurückgegeben hat, die ihre natürliche Aufgabe, die soziale Spitze der deutschen Gesellschaft zu sein, über einer politischen vergaß, für die ihre Staaten viel zu klein waren. Hoffentlich kommen die Zeiten nie wieder, wo der Aufwand für ein Miniaturheer und eine lächerliche Diplomatie diese Länder bedrückt. Wie viel besser ist es für alle, wenn die Reichsfürsten in der Armee und der Diplomatie des Reiches ihre Männer stellen. Es wäre schon früher manches besser gewesen, wenn wir mehr Bernharde von Weimar, Leopold von Anhalt, Ludwige von Baden gehabt hätten. Das Beispiel der Hohenlohe und der Hohenzollern muß unter „Regierenden“ noch viel mehr Nachahmung finden! Wieviel Geldenkraft ist auf deutschen Fürstenschlössern verdunstet und vermodert. Irgendwo in Deutschland regiert ein Herr mit den Einkünften eines mittlern Bankiers, der Not hat, seine paar Schlösser zu erhalten, und seinen Hofstaat längst aufgelöst hätte, wenn nicht der kleine Adel des Landes bereit wäre, für wenig mehr als nichts die Erbämter zu bekleiden. Er behält so wenig übrig, daß er nicht einmal seinen Herzenswunsch erfüllen kann, den Kaiser in seine Jagdreviere einzuladen, die ihres gleichen suchen. Was wunder, daß der früh der preussischen Armee entzogene Fürst Buddha zu seinem Lieblingsheiligen erklärt und erst aufsteht, wenn man ihm von dem indischen Königssohn spricht, der Bettler wurde.

Das Reich hat zunächst die Kleinfürsten wieder mehr auf ihre Völker oder Völkchen zurückgedrängt, mit denen sie sich zu vertragen haben. Die Landtage stützen sich mit seltener Einmütigkeit auf Preußen, aus dessen schneidiger Bureaucratie die besten Verwalter hervorgegangen sind, die das Interesse des Landes auch unter absolutistischen Formen ganz anders vertreten als die gefügigen Höflinge, die sonst die ersten Stellen als Erbstellen zu bekleiden pflegten. „Preußen hat ein Auge auf uns,“ „Preußen sorgt dafür, daß man uns nicht wie früher auspreßt.“ In Domänen- und Veräußerungsfragen hat sich Preußen in der Regel für das Land thätig gezeigt. „Wir werden doch eines Tages an Preußen fallen, das weiß man dort so gut wie hier, und Preußen will uns auch nicht ausgefogen wissen.“ Diesen Satz habe ich nicht selten gehört. Ja, wenn mich meine süddeutschen Erfahrungen nicht trügen, giebt es sogar zwischen den Vogesen und dem Böhmerwald Leute, die pietätlos genug sind, zu sagen: Wir sind in der glücklichen Lage, durch Preußen gegen Willkürlichkeiten unsrer Dynasten und innern Politiker gesichert zu sein, wenn sie noch so partikularistisch fühlen, mit einem Auge schielen sie doch vor jeder „That“ nach Berlin.

Um nach Thüringen zurückzukehren: die Stellung der kleinen Fürsten

zu ihrem Volk hat gerade hier unter dem Reiche nichts verloren. Es ist eine gute Ehe, nicht ohne die Trübungen, die dazu gehören, im allgemeinen voll Vertrauen und Hingebung von seiten der bürgerlichen und bäuerlichen Teile des Volkes und sehr oft auch von seiten der Fürsten. Ich bewundere diese mehr als jenes, wie sie unter andern, schwierigeren Verhältnissen die alten patriarchalischen Beziehungen aufrecht erhalten. Die Existenz eines Herzogs von Anhalt hat gewiß viel Schönes, aber um einen Sommersonntag in seinem herrlichen Park zu Wörlitz beneide ich ihn nicht. Als der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm und ihr diesen Park zum Angebinde gab, da besuchten ihn schüchtern gute Bürgersfamilien aus Dessau oder Wittenberg, die sich den Luxus eines Hauderers gönnen durften, und wenn Serenissimus ihnen begegnete, sanken sie in die Erde; er erkannte sie aber und zeichnete sie durch huldvolle Ansprache aus. Jetzt ergießen Eisenbahn, Dampfboot — von Coswig aus — und Lohnkutscher, das Fahrrad, dieses nivellierende Instrument nicht zu vergessen, allsonntäglich und sogar allmittwochlich Tausende von Menschen in dieses friedliche Gelände. Wenige von ihnen haben das Bewußtsein, daß sie hier beim Herzog von Anhalt zu Gast sind. Die Mehrzahl schreit, jöhlt und benimmt sich nicht wie zu Hause, nein wie in irgend einem öffentlichen Lokal dritten Ranges. Dabei hält es der Herzog für seine Pflicht, wie sein Vater und sein Großvater, sich gerade Sonntags dem Volk zu zeigen, und sogar sein liebes Töchterlein kutschiert sein Ponnygespann durch die Wagenburg der Sonntagsgäste. Früher hörte der Lärm mit Sonnenuntergang auf. Jetzt sorgt die mit herzoglicher Genehmigung durch die stillen Gründe von König und Dranienbaum gebaute Lokalbahn dafür, daß sich der Bodensatz des Sonntagspublikums erst nach zehn Uhr empfiehlt. Aus der weltabgeschiednen Idylle ist ein Vorstadtvergnügungsort geworden. Kann man als Landesvater seinem Volke mehr entgegenkommen?



Dreimal gefunden

Novelle von Magdalene Thoresen

(Fortsetzung)



as war nun also das Wiedersehen, wonach er sich seit mehr als zwei Jahren gesehnt hatte! Dafür hatte er sozusagen sein Leben gewaschen und gereinigt, daß er zu ihr sagen konnte: Nun ist nichts mehr da, worüber du dich zu schämen brauchst. Und nun war sie es, auf deren Seite die Schande war. Oder war es anders? Ein ehrbares Mädchen blieb doch nicht bei einem solchen Kerl im Hause, der es in die Wangen kniff und es mit verliebten Augen anstarrte!